

Sarah Seiters

POLITIKER KIND



Wenn

der Kanzler

wann

klingelt

LESEPROBE



ullstein

zeigte der mir einen Vogel, schüttelte den Kopf und verkündete tröstend: »Wir halten schon, wenn du brechen musst!« Na, vielen Dank ...

Kanzlerkränzchen

Nachdem mein Vater jetzt Chef des Bundeskanzleramts war, durfte auch ich öfter mit nach Bonn. Ich fand es spannend, dass das Kanzleramt nun Vatis Arbeitsplatz war. Er hielt dort drei Sekretärinnen auf Trab, unterschrieb täglich an die sechzig Vorgänge, hatte teilweise bis zu zehn Sitzungen und ganz nebenbei das Kommando über 485 Mitarbeiter. Ich persönlich kannte nicht mal 485 Leute. Faszinierend.

Das Gebiet um das Kanzleramt war noch geschützter als unser Haus. Polizisten gab es an jeder Ecke, und das Gelände war mit massiven Metallgittern umzäunt. Das Gebäude selbst wirkte irgendwie dunkel und gedrungen, obwohl es größtenteils verglast war. Wahrscheinlich weil der gesamte Komplex nur drei Geschosse hatte und damit so flach war, dass er nicht mal die Baumkronen des anliegenden Parks überragte. Besonders glamourös kam es mir hier nicht vor. Eher puristisch-zurückhaltend. »Der Bau hat den Charme einer rheinischen Sparkasse«, soll Helmut Schmidt mal gesagt haben.

Und doch: Mir persönlich gefiel dieser Siebziger-Jahre-Flachbau. Er sah ein bisschen aus wie unsere Berufsschule in Papenburg, an der ich jeden Morgen vorbeifuhr. Einmal nörgete ich meiner Mutter so lange die Ohren voll, bis sie mir erlaubte, den Tag im Kanzleramt zu bleiben. »Aber ich weiß wirklich nicht, was du da willst«, fügte Mama verständnislos hinzu. Zugegeben, Vatis Arbeitszimmer war nicht Disneyland. Passend zum Gebäude standen in seinem Vierzig-Quadratmeter-Büro vorwiegend dunkle, schnörkellose Möbel

herum und eine Sofagarnitur aus braunem Leder. An der Wand hingen ein paar antik anmutende Ölgemälde. Als »total uninspiriert« hatte Mama das Interieur schon bei ihrem ersten Besuch abgestempelt. Aber noch schlimmer fand sie den ganzen kitschigen Kram, den Vati von irgendwelchen Staatsreisen mitgebracht hatte: ein Häuptlingsstab von dem südafrikanischen Stammesführer Buthelezi, eine Paschtunen-Mütze aus Pakistan und ein blau-schimmerndes Glasnashorn aus Weißrussland. Und dann war da noch diese schwarz-rot-goldene Deutschlandflagge, die mitten im Zimmer gehisst war. Direkt neben der riesigen Standuhr aus Kirschholz mit den goldenen Verzierungen. Ein abenteuerlicher Stilmix, der durch die unscheinbaren Büromöbel irgendwie noch absurder wirkte. Jedoch hätte Mama den Teufel getan, meinem Vater das zu sagen. »Solange er das Zeug hier hortet«, stellte sie pragmatisch fest, »schleppt er es wenigstens nicht zu Hause an!«

Immerhin war meinem Vater der Blick direkt auf das hübsche Palais Schaumburg vergönnt, ein schlossähnliches Gebäude, das für repräsentative Empfänge genutzt wurde. Das gefiel selbst meiner Mutter. Auf Vatis Schreibtisch standen zahlreiche Fotos von Staatsempfängen. Seine »Ego-Galerie«. Auf jedem einzelnen war er selbst zu sehen. Mal beim Händeschütteln mit dem Papst, mal mit dem amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan, dann wieder mit Bundespräsident Richard von Weizsäcker oder dessen Vorgänger Karl Carstens. Mich wunderte nur, dass das Bild mit David Hasselhoff nirgends zu finden war, das hätte ich doch als Erstes aufgestellt. Aber gut, wahrscheinlich wollte Vati einfach nicht übermäßig prahlen. Trotzdem nahm ich mir vor, das Foto für Weihnachten einrahmen zu lassen – Vati würde ausflippen.

Nachdem ich im Sommer 1989 ja nun endlich einen Tag im Kanzleramt rausgehandelt hatte, saß ich dort in Vatis

Büro und wartete darauf, dass etwas passierte. Mein Vater hockte mit seriös gerunzelter Stirn an seinem Schreibtisch und bearbeitete telefonbuchdicke Aktenordner mit bunten Textmarkern. Ich hatte aus Langeweile angefangen, seine Schränke zu inspizieren. Die, die nur diese öden schwarzen Akten enthielten, ignorierte ich. Ich suchte etwas anderes. So viel hatte ich nämlich mittlerweile kapiert: Irgendwo hier mussten die Besuchergeschenke versteckt sein. CDU-Füller, gläserne Briefbeschwerer, Anstecknadeln mit Deutschlandflagge und bunte Wahlkampfluftballons mit fröhlichen Partei-Slogans – die hatte doch schließlich jedes Politikerbüro auf Tasche, das etwas auf sich hielt. Einmal hatte ich sogar ein Skatspiel gefunden. Auf der Rückseite jeder Karte prangten der Kopf meines Vaters und der Schriftzug: Rudolf Seiders ist unser Trumpf! Subtilen Wahlkampf gab es wohl noch nicht.

Leider schien sich keiner dieser Schätze in Vatis Büro zu befinden. Ich hatte mittlerweile das Arbeitszimmer bis auf die letzte Büroklammer durchforstet. Ohne Erfolg. Vati schaute ab und zu von seinen Unterlagen auf. Mit einem amüsierten Funkeln in den Augen. Der wusste genau, was ich suchte. Und wahrscheinlich auch, dass ich es nicht finden würde. Mama hatte ihm sicher eingebleut, dass ich nicht irgendwelchen unnützen Kram mit nach Hause schleppen sollte. Ich sammelte zu der Zeit nämlich alles, was mir unter die Nase kam. Mein Gespür für Zimmerdekoration, so fand Mama, hatte etwas von der Willkür eines Pfandleihers. Dort gab es limitierte Telefonkarten, Vatis Karnevalsorden, Vasen, Schälchen und Figuren aus jedem erdenklichen Material und in jeder möglichen (meist kitschigen) Form, eingerahmt von Fußballwimpeln und meinem David-Hasselhoff-Schrein. Dass in Vatis Büro jetzt nichts zu holen war, war mehr als enttäuschend.

»Ich geh mal 'ne Runde spazieren, ja?«, fragte ich in mei-

nem »Ich-stell-auch-nichts-an-Ton«. Vati schaute alarmiert auf und musterte mich. Er wog wohl die Situation ab: Konnte er mich wirklich aus den Augen lassen? Diese niedliche, aber tickende Zeitbombe? Und das ausgerechnet hier? Im Kanzleramt? Andererseits: Würde er mich noch länger untätig in seinem Büro herumhocken lassen, würde ich wahrscheinlich irgendwann mit ihm spielen wollen. Und fordern, dass er mich huckepack durchs Kanzleramt tragen solle. Moment, kurz nachgedacht ... Nein, besser nicht.

»Also gut«, nickte er. »Aber bleib in der Nähe! Und nerv den Portier nicht! Und um Himmels willen: Halt dich fern vom Kanzler!« Konkrete Anweisungen, das hatte mein Vater in den Jahren mit mir bereits gelernt, waren lebenswichtig, um Chaos zu vermeiden.

Ich erkundete also das Kanzleramt. Zunächst streunte ich durch die dunklen Flure, an deren Wänden überdimensionale Ölgemälde der ehemaligen Kanzler angebracht waren. Von Adenauer über Brandt bis Schmidt. Wirklich glücklich sah keiner von denen aus, fand ich. Kein Wunder, wer weiß wie lange sie für diese Gemälde Modell stehen mussten. Und jetzt hingen sie auch noch hier herum und langweilten sich zu Tode. Hier war nämlich echt nichts los. Nur verschlossene Türen. Weit und breit kein Mensch. Musste denn von den 485 Leuten hier nie einer aufs Klo?

Ich lief die breiten Treppen hinunter und war erleichtert, den Portier zu sehen. Endlich ein Mensch in diesem Geisterhaus. Ich winkte ihm fröhlich zu, in der Hoffnung, dass das noch nicht unter »nerven« fiel, und steuerte auf die verglaste Tür zu, die in den repräsentativen Innenhof führte. Mitten auf dem großen Rasenstück des Vorplatzes stand eine riesige bronzefarbene Skulptur aus Eisen. Mein Vater hatte mir erzählt, dass das Teil »Large Two Forms« hieß und von dem Bildhauer Henry Moore entworfen worden war. Bundeskanzler Helmut Schmidt hatte es 1979 aufstellen lassen. Und

im Gegensatz zu den Kanzlerbildern in Öl schien es sich hier um abstrakte Kunst zu handeln. »Darunter fallen alle Sachen, bei denen man nicht erkennt, was sie sind«, so mein Vater weiter. Nicht dass er auf diesem Gebiet eine Koryphäe gewesen wäre. Seine künstlerischen Ambitionen erschöpften sich in dem Farbchaos, das er mit seinen Textmarkern anrichtete. Sollte seine Beschreibung von abstrakter Kunst aber zutreffen, so musste es sich hier um ein Paradebeispiel handeln, dachte ich. Beim besten Willen konnte ich nicht erkennen, was dieses ineinander verschlungene Dingsbums darstellen sollte. Ich legte den Kopf schief. Ganz schief. Und tatsächlich, aus dieser Perspektive klingelte etwas. Sollte das etwa ein Tier sein? Ein besonders dickes, klar. Vielleicht ein Dinosaurier? Der auf dem Rücken lag. Und dabei seine Stampfer in die Luft streckt. Dieser künstlerische Geistesblitz reichte mir fürs Erste.

Ich marschierte rechts an dem Hauptgebäude vorbei und begutachtete die Fassade. Besonders faszinierte mich, dass an so vielen Fenstern des Bundeskanzleramtes schwarze Vögel klebten. Wohl um die Piepmätze davon abzuhalten, gegen die Scheiben zu donnern. Irgendwie absurd. Ich meine, Entschuldigung, wir befanden uns hier auf einem Hochsicherheitsgelände mit Polizeischutz, den modernsten Alarmanlagen und bis an die Zähne bewaffneten Grenzschutzbeamten. Und um sich vor verirrten Vögeln zu schützen, fiel auch der Sicherheitselite Deutschlands nichts Besseres ein als Aufkleber?

Umso mehr Mühe hatte man sich dafür mit dem Garten des Bundeskanzleramtes gemacht. Hier gab es akribisch geschnittenen Rasen, kräftige, hohe Bäume und einen Rosengarten zu bestaunen. Nach kurzer Zeit landete ich direkt vor dem Kanzlerbungalow. Ein flacher, viereckiger Kasten, der rundherum mit bodentiefen Fenstern verglast war, wie ein überdimensionaler Wintergarten, dem das Resthaus fehlte.

Der Bungalow diente Kohl zum Wohnen und Repräsentieren. Hier empfing er Freunde, Staatsgäste und seine engsten Mitarbeiter. Auch Vati war dort häufig zum Abendessen eingeladen. Da wurden dann in gemütlicher Runde noch mal die Staatsgeschäfte durchgegangen und dazu ein Gläschen Wein getrunken. Ich fand es schade, dass Mama nie eingeladen wurde. Oder ich. Der Kanzler genoss offenbar seine Männerunden.

Ich wollte gerade noch einen Blick durch die Fenster riskieren, da kamen mir von der anderen Seite des Bungalows zwei Sicherheitsmänner in blauer Uniform entgegen. Als sie mich sahen, stoppten sie und starrten mich unschlüssig an. Die hatten vermutlich auch noch nicht viele Politikerkinder gesehen – genau wie ich. Sie steckten die Köpfe zusammen und nuschelten irgendwas in ihre Walkie-Talkies. Der eine verschwand daraufhin wieder. Der andere blieb stehen und schaute konsequent zu mir rüber. Das nervte. So konnte ja kein Mensch in Ruhe den Kanzlerbungalow untersuchen. Hatte der Angst, dass ich mich verlaufe und nicht mehr zurückfinde? Oder dass ich den penibel gepflegten Rasen ruiniere? Oder sah ich am Ende aus wie eine Terroristin? Wie eine gutgetarnte Kampfmaschine, hier eingeschleust, um den Kanzlerbungalow in die Luft zu jagen? Wie jemand, der in seinem Koala-Rucksack aus Plüsch einen Hightechsprengsatz mit sich rumschleppt? Ich war mir sicher: Nein. Trotzdem fühlte ich mich schon prophylaktisch schuldig. Der Typ machte mich nervös. Sollte ich einfach weglaufen? Besser nicht. Schließlich würde ich dann entweder in Handschellen enden oder stante pede wieder in Vatis Büro. Und da war außer dem Textmarker-Massaker nichts zu erleben. Ich entschied mich, den geordneten Rückzug anzutreten und mich möglichst unauffällig wieder zum Kanzleramt zu begeben. Mit der Idylle war es eh vorbei, nun, da ich »Mister Alarmiert« an den Hacken hatte.

Der folgte mir auch tatsächlich bis ins Foyer des Kanzleramts. Während ich zielstrebig die Treppe zum ersten Stock hochstapfte, hörte ich, wie er beim Portier Personeninformationen über mich einholte. Da er weitere Verfolgungsaktionen unterließ, gehe ich bis heute davon aus, dass der Portier ihn darüber aufklärte, dass ich weder eine russische Agentin mit Attentatsabsichten war noch eine Zeugin Jehovas.

Oben angekommen, zog es mich plötzlich automatisch vor eines der Büros. Das Büro, auf das mein Vater schon mehrfach unauffällig gedeutet hatte. Das Büro, das das wichtigste hier im Haus war, ach, wahrscheinlich sogar im ganzen Land. Dorthin, wo die denkwürdigsten Staatsentscheidungen getroffen wurden. Dorthin, wo die Macht pulsierte. Zum Büro des Kanzlers.

Ehrfürchtig stand ich direkt vor der Pforte zur Macht und wusste nicht so recht, wie nun weiter vorgehen. Einfach hineinmarschieren ging wohl nicht. Vati hätte mir schön die Ohren langgezogen. Vorbeilaufen wollte ich aber auch nicht. Dafür hatte mich der Magnetismus der Macht schon zu sehr in seinem Bann. Ich entschied mich für einen Kompromiss. Eine Lösung, aus der man mir hinterher keinen Strick drehen konnte. Ich setzte mich. Auf den Boden. Mit dem Gesicht zur Tür. Im Schneidersitz.

Genial. Einfach. Effektiv. Irgendwas würde hier schon irgendwann passieren. Schließlich sprachen doch alle immer vom schnelllebigen Tagesgeschäft und dem rasanten Wandel in der Politik. Und tatsächlich: Kurze Zeit später öffnete sich die schwere Holztür, und eine dunkelhaarige Frau mit Bubi-kopf eilte heraus. Um ein Haar wäre sie direkt in mich hineingerannt. Juliane Weber stieß einen Laut der Überraschung aus, beugte sich dann aber vor und lächelte freundlich zu mir herunter. »Nanu, Sarah ...?«, fragte sie mit ihrer tiefen, rau-chigen Stimme. »Was machst du denn hier?« Die Frage war

jetzt etwas unglücklich gestellt. Was sollte ich bitte darauf antworten? »Die Macht hat mich angezogen«? Das klang ziemlich beknackt, ein bisschen wie bei *Star Wars* und irgendwie gruselig. Also grinste ich sie nur debil an und tat so, als hätte ich die Frage nicht verstanden.

Juliane Weber war Helmut Kohls Büroleiterin und seit 1965 eine seiner engsten Vertrauten. Die Einzige, die regelmäßig zu seinen Männerrunden gebeten wurde. Vati sagte immer, es gebe nur zwei Leute, die alles über den Kanzler wüssten: seine Frau Hannelore und Juliane Weber. Obwohl ich Frau Weber vorher erst zweimal zusammen mit Vati auf dem Flur begegnet war, mochte ich sie schon. Die meisten Erwachsenen, die ich kennenlernte, behandelten mich wie ein sprechendes Haustier. Man strich mir über den Kopf, sagte: »Ohhhh, süüüüüß!« Und sprach mit mir, als hätte ich nicht mehr alle beisammen. Beknackter Kindertalk. Nur weil ich erst acht war. Juliane Weber war da anders. Die kurzen, fast schwarzen Haare, ihr energischer Schritt und die dunkle Stimme ließen sie bodenständig und burschikos erscheinen. Irgendwie hatte sie eine beruhigende Ausstrahlung. Sie schien mir wie jemand, der auch während eines Hurrikans noch in aller Ruhe lateinische Verben konjugieren konnte. Kein Wunder, dass Vati behauptete: An der kommt keiner vorbei! An mir in diesem Fall übrigens auch nicht.

Mein Manöver hatte Frau Weber natürlich direkt durchschaut. Sie glaubte keine Sekunde, dass ich mich hier wegen der Aussicht niedergelassen hatte oder wegen der schönen Tür-Maserung oder weil meine Füße mir weh taten. »Willst du zum Kanzler rein?«, fragte sie mich ganz direkt. Ich überlegte kurz und nickte mutig. Leugnen hatte keinen Zweck. Und jetzt nein zu sagen wäre schon fast einer Majestätsbeleidigung gleichgekommen.

Also stand ich auf und folgte ihr ins Vorzimmer. Auf ih-

rem Schreibtisch hatte sich eine ganze Herde von Elefanten versammelt. Große Elefanten, mittlere Elefanten, kleine Elefanten. Aus Stein, Glas, Edelmetall. Ich hatte schon durch meinen Vater von ihrer Schwäche für diese Tiere gehört, aber dass es so ein Massenaufmarsch war, damit hätte ich nicht gerechnet. Es waren wohl Geschenke aus der ganzen Welt von Politikern und Freunden. Auch mein Vater hatte Frau Weber schon mal einen Elefanten mitgebracht. Als ich ihn fragte, woher ihr Faible für Dickhäuter rührte, hatte er nur mit den Schultern gezwinkelt. »Vielleicht wurde sie mal von einem getreten«, vermutete er. Was für eine bescheuerte Theorie! Wirklich. Manchmal fragte ich mich ernsthaft, wie es Vati so weit hatte bringen können. Wahrscheinlich hatte Frau Weber einfach etwas für Dickschädel übrig – als Kohls Sekretärin sicher keine schlechte Eigenschaft.

Als sie nun tatsächlich die Tür zum Kanzlerbüro öffnete, war ich schon etwas aufgeregt. Ich war dem Kanzler ja erst einmal kurz begegnet. Bei Vatis Vereidigung. Dementsprechend wenig konnte ich ihn einschätzen. Hatte Kohl überhaupt Lust, mich zu sehen? Und Zeit dazu? Wusste der überhaupt noch, wer ich war? Andererseits hatte er meinen Eltern damals so herzlich zu meiner Geburt gratuliert und mir einen »glücklichen und sonnigen Lebensweg« gewünscht. Dann müsste es ihn doch auch interessieren, ob es bei mir wirklich so sonnig zuging, oder?

Wie lebte wohl so ein Kanzler?, fragte ich mich. Auf Samtthron, umgeben von salutierenden Leibwachen in jeder Zimmerecke? Mit rotem Notfalltelefon? So wie in den *Batman*-Filmen? Oder mit Geheimtür in der Wand, die direkt ins Weiße Haus führte? Ich war echt gespannt. Als Frau Weber mich dann in Kohls Büro schob, musste ich feststellen, dass selbst in meinem Kinderzimmer mehr los war als in Kohls Allerheiligstem. Klar, groß war der Raum. Aber sehr nüchtern. Da gab es keine schweren Brokatvorhänge. Keine

Goldornamente an den Wänden. Und der Kanzler trug weder Krönchen noch Lorbeerkranz. Er saß auf einem schwarzen Ledersessel vor einem großen, schweren Holzschreibtisch und blätterte in einer Mappe. Er trug eine Anzughose und ein weißes Hemd, das in Bauchhöhe – na, sagen wir mal – etwas spannte. Zwei Hosenträger rahmten die Mitte seines Körpers ein. Darüber hatte er eine schwarze Wollweste geworfen. Und, ich traute meinen Augen nicht, er trug Hausschuhe! Wahnsinn. Der Kanzler schien wirklich hier zu wohnen.

Ich blinzelte kurz unter dem Schock dieser Erkenntnis und wunderte mich gleichzeitig, wie es ihm gelang, in diesem unpräntiösen Outfit so viel Autorität auszustrahlen. Das kannte ich sonst nur von Pastor Trimpe.

Außerdem hatte der Kanzler das gleiche Hobby wie Vati und ich. Er hortete offensichtlich alles, was nicht niet- und nagelfest war. Auf seinem Schreibtisch waren zahlreiche Gedenkmünzen unterschiedlicher Prägung drapiert. Ganz ordentlich und in Reih und Glied. Die halbe Tischplatte war davon bedeckt. Irgendetwas sammelte wohl jeder, der in diesem Haus arbeitete, schlussfolgerte ich. »Wie? Sie sammeln nichts? Tut mir leid, dann kommen Sie hier nicht rein!« – ob so die Vorstellungsgespräche im Kanzleramt abliefen? Die Regale waren vollgestopft mit Büchern, an der Wand hing ein Porträt von Konrad Adenauer, und vor dem Fenster stand, wohl das Highlight hier, ein Aquarium, in dem Goldfische apathisch hin und her schwammen. Wie lustig, dachte ich spontan: Die zarte Frau Weber mag Elefanten und der Kohl Goldfische. Ich kicherte.

Die Fotos auf Kohls Schreibtisch zeigten unter anderem seine Familie. Enttäuschenderweise schienen seine Söhne sogar noch älter als Silke und Kirstin zu sein und waren damit ebenfalls ungeeignet für die Kategorie »Politikerkind«. Hätte Vati sich mit dem Vaterwerden bei mir nicht etwas be-

eilen können? Vor fünfzehn Jahren hatte es hier vielleicht nur so von Politikerkindern gewimmelt, spekulierte ich. Auf den anderen Fotos war Kohl zusammen mit wichtigen internationalen Staatsmännern abgebildet, die ich aus dem Fernsehen kannte: Bush, Mitterrand, Gorbatschow. Kohl hatte also auch seine »Ego-Galerie« – wie Vati! Meist mit Datum und persönlicher Widmung. Lesen konnte man das Gekritzel allerdings nicht. Diese Landeschefs hatten alle eine echte Sauklaue. Wenn ich so schreiben würde, wäre ich schon längst von der Grundschule geflogen. Aber vielleicht war eine kryptische Handschrift aus Gründen der nationalen Sicherheit vonnöten? Hinterher konnte man dann schlicht behaupten: »Das heißt doch ganz was anderes!«

Als Frau Weber mich aufmunternd noch weiter ins Zimmer vorschob, blickte der Kanzler endlich von seinen Unterlagen auf. Er war sichtlich irritiert, und das charakteristische Gitter aus waagerechten und senkrechten Falten auf seiner Stirn verdichtete sich. Er hatte wohl keinen Besuch erwartet. Vor allem nicht von einer Achtjährigen. Ich trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und bekam einen ganz trockenen Mund. Ob das hier so eine gute Idee gewesen war?

»Die Sarah Seiters wollte nur mal schnell hallo sagen«, erklärte Frau Weber freundlich. »Sie hilft heute ihrem Vater bei den Staatsgeschäften.« Da musste der Kanzler dann zum Glück lachen und winkte mich zu sich an den Tisch. »Soso, du bist also die Tochter von Rudi Seiters?«, fragte er mich schmunzelnd. »Und übernimmst jetzt seinen Job?« Ich war mir zwar ziemlich sicher, dass ich das nicht tat, aber in Anbetracht der Tatsache, dass mir immer noch die Spucke fehlte, nickte ich einfach mal. Es kann ja keiner damit rechnen, dass der Kanzler plötzlich smalltalken will. »Gefällt es dir denn bei uns?«, löcherte er mich unbeirrt weiter. Ich nickte wieder. Und versuchte, ein Lächeln hinterherzuschieben. Ein schiefes. Bis jetzt lief es ja ganz gut. Aber weit würden wir mit der

Fragen-und-nicken-Nummer nicht kommen, befürchtete ich. »Reiß dich zusammen!«, forderte eine Stimme in meinem Kopf. Die gleiche Stimme, die wahrscheinlich dafür verantwortlich war, dass ich überhaupt hier gelandet war. Und dafür, dass ich auf diesem beknackten griechischen Berg festsaß oder auf dieser überhitzten Wahlkampf Bühne zusammenbrach. Die gleiche Stimme eben, die mir immer einredete, es wäre cool, Highlight zu sein. Ich musste endlich den Mund aufmachen, sonst würde die Geschichte hier noch richtig peinlich werden. Und ich müsste später beim Referat in der Schule berichten, dass ich den Kanzler totgenickt hatte.

Also räusperte ich mich und fing tatsächlich an zu sprechen. Ich berichtete dem Kanzler vertrauensvoll (in keiner speziellen Reihenfolge), dass ich heute bereits für eine Terroristin gehalten worden war, dass ich glaubte, die Schule wäre dauerhaft nichts für mich, und dass ich nicht sicher wäre, ob mir abstrakte Dinosaurier gefallen. Dann erzählte ich munter darüber, dass »Bundeskanzleramtsminister« eine ähnlich doofe Berufsbezeichnung war wie »Erster parlamentarischer Geschäftsführer« und dass ich es Vati wirklich übelnahm, dass er die Besuchergeschenke vor mir versteckt hatte. Wahrscheinlich würde ich heute noch dort stehen und quasseln, wenn der Kanzler mich an dieser Stelle nicht unterbrochen hätte. »Das mit den Geschenken ist in der Tat kein feiner Zug von Rudi Seiters ...«, stellte er fest. Und rief dann seiner Chefsekretärin, die während meines Geschwafels zurück an ihren Schreibtisch gekehrt war, zu: »Juliane, Geschenke!«

Kurz darauf überreichte der Kanzler mir fast feierlich eine goldene Uhr mit schwarzem Lederband. Auf dem Zifferblatt prangten Kohls Unterschrift und ein großer Bundesadler. Klobig, kitschig, grottenhässlich – und für die nächsten Monate mein größter Schatz. Endlich kannte ich die wahre Bedeutung von »Schweigegeld«.

»Findest du es denn gut, dass dein Vater hier arbeitet?«, fragte der Kanzler, als er mir zum Abschied die Hand reichte. Mist, so eine verzwickte Frage ganz am Ende. Konnte ich Kohl denn offen sagen, dass Vati hier meiner Meinung nach ein bisschen ausgebeutet wurde? Dass es für die gesunde Entwicklung eines Kindes bestimmt nicht gut war, seine männliche Bezugsperson so selten zu sehen? Und dass man nie wissen konnte, ob sich daraus nicht später irgendwelche Störungen entwickelten? Was, wenn der Kanzler Vati daraufhin rausschmiss, um ihm mehr »Freiraum« zu gewähren? Und der dann nur noch zu Hause rumhing? Mama würde die Krise kriegen. Und ich sicher kein Taschengeld mehr.

»Ich find's toll, dass Vati jetzt hier ist ...«, leitete ich versöhnlich-diplomatisch meine Antwort ein. »Aber ich glaub, ähm ...«, jetzt druckste ich doch ein bisschen, »... er braucht vielleicht mehr Urlaub?« So. Jetzt war es raus. Kohls Reaktion beruhigte mich: Er lachte kurz und laut und nickte verständnisvoll. »Verstehe«, sagte er. »Ich werde sehen, was sich machen lässt.« Ach. Ernsthaft? Das ging ja einfach. Ich war baff. Und hochzufrieden: Ich war jetzt im Besitz einer Bundesadler-Uhr. Hatte gediegene Konversation mit dem Regierungschef unseres Landes betrieben. Und nebenbei Vatis Freizeitproblem gelöst. Ich war überzeugt: Kohl würde das regeln.

Nur mein Vater schien weniger euphorisch, als Juliane Weber mich nach dem Besuch zurück in sein Büro brachte und ihm fröhlich von meiner Stippvisite beim Kanzler berichtete. Er schüttelte resigniert den Kopf, schaute leidend an die Decke und faselte etwas von Frührente. Ärger gab es keinen. Erstens hatte ich ja de facto nicht gegen Vatis Anweisungen verstoßen (ich hatte den Portier nicht genervt und Kohl auch nur deshalb, weil man mich quasi darum gebeten hatte). Zweitens war Vati vermutlich einfach nur froh, dass

ihm das Galoppieren durchs Kanzleramt erspart geblieben ist. Oder rechnete er sich insgeheim jetzt tatsächlich mehr Urlaub aus?

Nach meiner Begegnung mit Kohl hatte ich das Gefühl, dass das Eis zwischen dem Kanzler und mir gebrochen war. Daher versuchte ich mich in nächster Zeit des Öfteren als Vatis Sekretärin. Vor allem, wenn bei uns zu Hause das Telefon klingelte, nahm ich pflichtbewusst den Hörer in die Hand. Schließlich konnte der Kanzler am Apparat sein. Und nachdem wir uns doch jetzt so gut verstanden, wollte ich ihm keine weitere Bezugsperson in unserem Haushalt zumuten. Mein Vater musste bald einsehen, dass ich im Zweifel schneller als er oder Mama das Arbeitszimmer erreichte, also hatte er mir zur größtmöglichen Schadensbegrenzung eingebleut, wie ich mich melden sollte. Und dass ich Kohl unbedingt mit »Herr Bundeskanzler« ansprechen müsse – nicht einfach mit »Hallo Herr Kohl«. Ich hielt mich natürlich daran, wenn dieser tatsächlich mal anrief. Ich hob ab, feuerte mein freundlichstes »Guten Tag, Herr Bundeskanzler« in den Hörer hinein und brüllte dann lauthals durchs ganze Haus und auch in Bonn noch gut verständlich: »Vaaaaati!!!!!! Kohl ist dran!«

Kohl-*suppe*? Nicht schon wieder!

Soweit ich weiß, gab es zwischen dem Kanzler und meinem Vater ein ziemlich ausgeprägtes Vertrauensverhältnis. Vati wurde von der Presse zeitweise sogar als »Lieblingsminister« des Kanzlers bezeichnet. Die beiden waren häufig zusammen auf Dienstreise (zum Beispiel in Indonesien und Japan) und gingen in Bonn oft gemeinsam essen. Mein Vater war auch mit von der Partie, wenn Kohl alle sechs Monate seine traditionelle Wanderung durch den Pfälzerwald und